

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 9

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

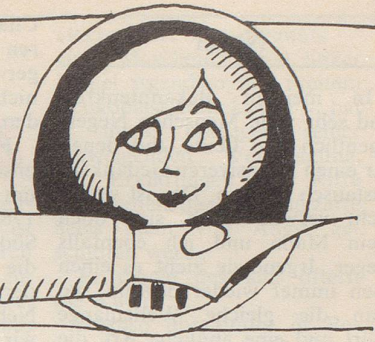
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Trau, schau wem!

Ich war naiv. Bis gestern huldigte ich der Ansicht, das geistige Mittelalter sei überwunden. Die Aufklärung habe allerorten ihre reinigende Wirkung getan. Dies schien mir schon durch die historischen Abläufe gewährleistet. Was beweist, dass mir mein fanatischer Geschichtslehrer ehemals die nackte Drei zu Recht ins Zeugnis klatschte.

Heute bin ich bejahrter, aber nicht informierter. Denn entgegen meinem Kinderglauben spukt das Denken Anno Daumenschrauben-Scheiterhaufen auch durch unsere Tage. Das wusste ich nicht – bis gestern. Bis ich die Monatsschrift einer Psychologieschule studierte und mich die Gruppengesprächs-Lektüre fesselte. Da fiel es mir wie Schuppen von den gesträubten Nackenhaaren.

Weil mir die ausreichend drastischen Formulierungen fehlen, will ich zitieren. Der Text spricht Bände. Hier der charakteristische Beginn:

«Herr L.: Und Ihnen geht es gut?

Frl. K.: Nein.

Herr L.: Nein? Warum? Wo geht es nicht gut? Im Lernen und in der Liebe?»

Man beachte die Kombination der mutmasslichen Problemfaktoren! Fräulein K.

schildert ihre generelle Unsicherheit, ihre Angst, selbst von der Psychologin, Frau U., abgelehnt zu werden. Fräulein K. begehrt die Unvorsichtigkeit, im Zusammenhang mit ihren Gefühlen für Frau U. von Eifersucht zu sprechen. Messerschärf zieht Herr L. daraus den Schluss, Fräulein K. sei lesbisch.

Der Meister, alarmiert, motiviert, setzt zu einem feurigen Monolog an. Ihn dominiert der Satz:

«Die Homosexualität ist ein Gefühlsirrtum, der sich bei ihnen eingeschlichen hat.»

Herr L. begibt sich auf die flüchtige Suche nach dem Grund für den Einschleichirrtum, zerfleddert Fräulein K.s Kindheit und fragt anschliessend suggestiv:

«Ist es nicht schön, mit Ihrem Partner zusammenzuleben? (...) Alleinsein ist besser? Oder wäre es besser, mit einer Frau zu leben?»

Fräulein K. lässt vorerst nicht locker:

«Also ich habe immer noch das Gefühl, mit einer Frau wäre es wahrscheinlich am schönsten.»

Herr L. sieht sich um den Lohn der Aengstigung betrogen. Er fährt gröberes Geschütz auf:

«Das entspricht nicht der Logik (...), das ist nicht im Sinne des Lebens, der

Natur (...) Da findet die Begattung statt, und da entsteht das Dritte. Beim eigenen Geschlecht ist das nicht der Fall (...)»

Geschickt repetiert Herr L. die Irrung-Wirrung-These und empfiehlt als Richtungsweisener die Psychologie – mit anderen Worten: seine Institution. Ungefähr nach dem Motto: Komme fleissig und zahle prompt.

Fräulein K. bringt, trotz des heftigen Beschusses, Mut zur Differenzierung auf:

«Der eigentliche Sexualakt gefällt mir nicht.»

Das hinwiederum gefällt Herrn L. nicht. Nach langfädigen Wiederholungen, krassen Vereinfachungen und anmassenden Unterstellungen rät er:

«Solange ein Mann um Sie wirbt und er Ihnen halbwegs zusagt, dann machen Sie mit (...)»

Fräulein K. ist nicht vorbehaltlos willig. Da braucht Herr L. rhetorische Gewalt:

«(...) Solange Sie nicht genau sehen, dass die Erotik zwischen zwei Frauen oder zwei Männern ein Witz ist, eine Irritation, worüber man lachen kann, wird Sie das immer begleiten (...)»

Fräulein K. findet ein Wenn, ein Aber, was Herrn L. zwingt, eine Grundsatz-erklärung abzugeben:

«Ihnen geht es ja gut, Sie haben die besten Voraussetzungen, Sie sind zu beneiden: Einen Mann haben Sie, einen Partner, der verliebt ist. Er ist ein Netter, ein wirklich Verliebter. Das ist das Leben (...) Sie haben es sehr schön. Viele Frauen werden Sie beneiden.»

Bekanntlich wirkt Neid wie Balsam auf eine wundete Seele.

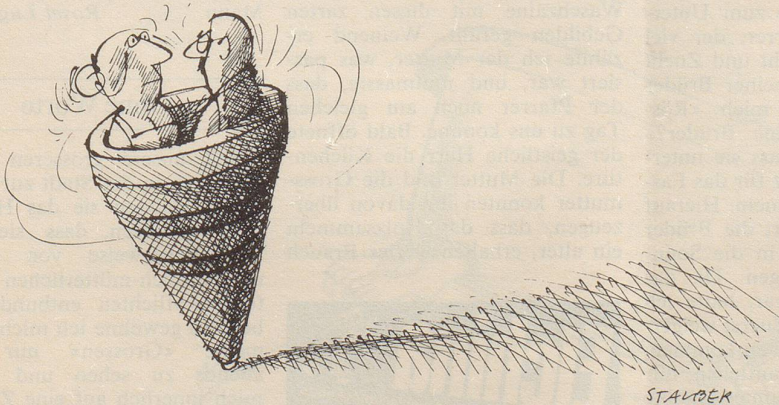
Fräulein K. schätzt sich, trotz heftigster Bemühungen des Gelehrten, nicht glücklich. Leicht indigniert, dennoch väterlich-fürsorglich, setzt Herr L. der geistig Armen erneut auseinander, worum es geht:

«Also Sie kommen zu uns, um Ihre Kenntnisse von der Welt, Ihre Meinungen, Ihre Auffassungen, Ihre Gedankenwelt einer Korrektur zu unterziehen. Das braucht jeder Mensch (...)»

Das brauche auch ich. Weil ich bis gestern, bis zu dieser Lektüre der Ansicht huldigte, ein guter Psychologe verteile keine Zensuren, keine Rezepte. Er baue auf – und trete nicht nieder.

Gestern habe ich einiges gelernt.

Ilse



Neger

In meinem Bekanntenkreis sind sehr viele Menschen Neger; eigentlich alle Leute, mit denen wir einen intensiveren Gedankenaustausch pflegen. Das ist weiter nicht verwunderlich, sind doch mein Mann und ich ebenfalls Neger. Irgendwie zieht es einen eben immer wieder dorthin, wo man die gleiche Wellenlänge spürt und eine ähnliche Art, die Probleme dieser Welt zu betrachten und anzugehen.

Unsere Familie lebt eher einfach, ländlich, dem Wohnort entsprechend. Wir ziehen Gemüse, Beeren und Obst selbst – biologisch natürlich. Wir versuchen, möglichst viel Energie zu sparen. Ausserdem haben wir – als persönliche Marotte – keinen Fernsehapparat. Diskriminiert werden wir selten. Nur einmal sagte einer öffentlich, Leute unseres Schlages hätten ein gestörtes Verhältnis zur Umwelt, und ein anderer, früher hätte man uns Pharisäer genannt. Sonst fällt uns unser Negersein nicht besonders auf.

Erst ein Zeitungsartikel brachte uns unsere Art richtig zum Bewusstsein, hiess es doch darin schwarz auf weiss: «Jetzt, wo unser Kanton die einmalige

Chance besitzt, Spiele durchführen zu können, wären wir «Neger», wenn wir die Gelegenheit nicht beim Schopfe packen würden.»

Für alle Leser, die nicht in unserem Kanton wohnen: Es geht um die Olympischen Winterspiele 1988 in Graubünden, Nord oder Süd. Besser gesagt: Es geht um die 25 Millionen Franken, die der Bund uns dazu stiften würde. Nehmen wir sie, oder nehmen wir sie nicht?, das ist die Frage. Dass ein Kurdirektor in diesem Fall für «Nehmen» ist, scheint mir verständlich. Ich möchte nicht dieses Problem diskutieren.

Wissen aber möchte ich, wie sich besagter Kurdirektor gegenüber den dunkelhäutigen, kraushaarigen Menschen aus der Affäre zieht. Gehören sie eventuell gar nicht zu seiner High-Society? Musste der zitierte Vergleich wirklich sein?

Lydia

Es war einmal ...

In meinem Heimatdorf wird die Fasnacht nicht gleich gefeiert wie an andern Orten. Wir kennen keine «Böögg», und es gibt keine Maskenbälle, also auch kein Fasnachtsfieber. Hingegen lebt der uralte Brauch, ein Fasnachtsfeuer zu entfachen, weiter.

Am Fasnachtssonntag sammeln die grösseren Buben zu meiner Kinderzeit mit Ross und Wagen bei den Bauern Holz ein. Wenn genügend Reisig und Scheite beisammen waren, wurde die Fracht auf den «Stieg» gefahren, wo alljährlich um 20 Uhr das Fasnachtsfeuer angezündet wurde. Jung und alt traf sich an diesem Ort und hatte helle Freude. Wenn das Feuer kleiner wurde, setzten die mutigen Buben in grossen Sprüngen über die Flammen.

Meine grösseren Brüder waren noch sonntagsschulpflichtig, als an einem Fasnachtssonntag wieder Holz gesammelt wurde. Da erschienen sie nicht um 13 Uhr im alten Schulhaus zum Unterricht. Als der Pfarrer, der viel von Ordnung, Pflicht und Zucht hielt, das Fehlen meiner Brüder bemerkte, fragte er mich: «Röschen, wo sind deine Brüder?» Ich erklärte ihm, dass sie unterwegs seien, um Holz für das Fasnachtsfeuer zu sammeln. Hierauf befahl er mir, sofort die Brüder zu suchen und sie in die Sonntagsschule zu bringen. Da das Dorf nicht gross war, hatte ich sie bald gefunden. Zuerst weigerten sie sich, mit mir zu kommen, und ich musste sie anflehen, mir Folge zu leisten. Damals glaubte ich, Sonntagsschulschwänzen sei eine Schande.

Im Schulzimmer, wo die Sonntagsschule abgehalten wurde, be-

fund sich ein grosser Kachelofen, neben dem immer ein Korb voller Scheite stand. Auf einigen dieser Scheite mussten meine Brüder, die Sünder, knien und ihr Vergehen büssen. Als wir zum Schluss der Stunde das Lied «Weisst du, wieviel Sternlein stehen ...» sangen, hielten es die Buben auf den Holzscheiten nicht mehr aus; polternd rannten die Burschen aus der Schultube.

Als ich nach Hause kam, waren die Mutter und die Grossmutter am Chüechlibacken. Bereits hatten die Frauen eine Waschzaine mit diesen zarten Gebilden gefüllt. Weinend erzählte ich der Mutter, was passiert war, und mutmasste, dass der Pfarrer noch am gleichen Tag zu uns komme. Bald öffnete der geistliche Herr die Küchentüre. Die Mutter und die Grossmutter konnten ihn davon überzeugen, dass das Holzsammeln ein alter, erhaltenswerter Brauch

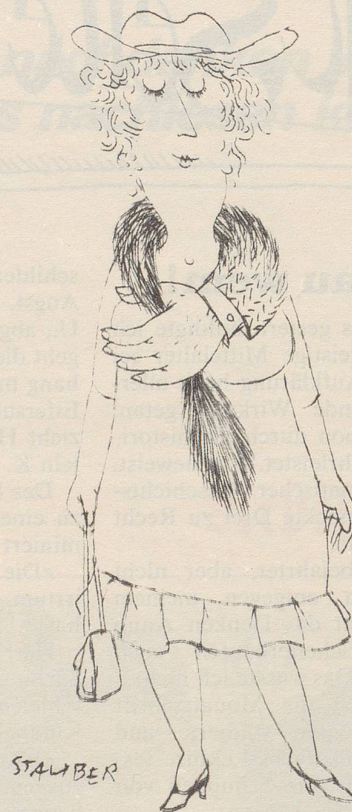
war, und sein aufgeregtes Gemüt fand allmählich Ruhe.

Die Brüder kamen später hungrig vom Holzauf- und -abladen heim. Sie neckten sich in der Küche, bis plötzlich einer in die Fasnachtschüechli-Zaine fiel. Alle Chüechli zerbrachen. Zum Nachtessen gab es gleichwohl Leckereien, da Mutter und Grossmutter weiterbuden. Am Abend, bevor die Buben auf den «Stieg» gehen durften, mussten sie dem Pfarrer einige Chüechli bringen, denn er war eigentlich ein verständiger, hilfsbereiter Mann.

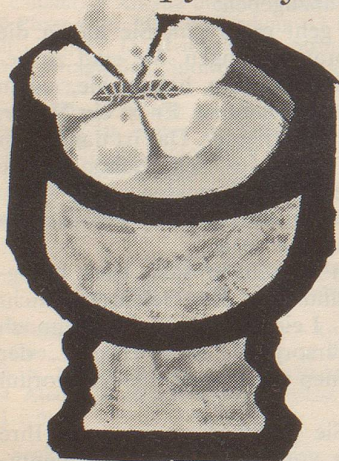
Rosel Luginbühl.

Ohne Worte

Seit unsere grösseren beiden Mädchen in der Stadt zur Schule gehen, müssen sie das Haus so früh verlassen, dass sie mich freundlicherweise von meinen morgendlich-mütterlichen Kaffeekochpflichten entbunden haben. So gewöhne ich mich daran, meine «Grossen» nur noch abends zu sehen und bereite mich innerlich auf eine Zeit vor, da ich sie nicht mehr oder nur noch ganz selten bei mir habe. Ich bemühe mich also, meine mütterliche Neugier in bezug auf



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet



ihr Seelenleben zu dämpfen, aber ich freue mich, wenn die beiden ab und zu meinen Gluckhennen-Bedürfnissen nicht nur aus purem Informationspflichtgefühl entsprechen, sondern von sich aus mit ihren Geheimnissen und Problemen zu mir kommen.

Vor einiger Zeit bekam ich «Notizenhalter» geschenkt. Drei der winzigen Porzellanfrüchte mit den Magneten auf der Rückseite plazierte ich guten Willens an der Kühlschranktür, wie es von der netten, bestorganisierten Hausfrau auf dem Prospekt freundlich lächelnd empfohlen wurde, aber die passenden Notizen dazu blieben aus. So entwickelten unsere Töchter mit den Magneten in backfischhafter Ausgelassenheit ein allabendliches vertikales Eishockeyspiel, das immer wilder wurde. Als eines Abends die Porzellankirsche tief getroffen nach unten sauste und gerade noch am Metallrand des Kühlschranks haften blieb, hielt die Älteste plötzlich inne und seufzte: «Genau so fühle ich mich heute. Ganz zuunterst. Ich kann mich gerade noch halten.» Nummer zwei zog sofort nach, fasste den Apfel und pflanzte ihn neben den Türgriff mit der Feststellung, sie fühle sich ziemlich ausgeglichen. Die Jüngste begnügte sich nach kurzem Streit um die Kirsche endlich mit der übriggebliebenen Erdbeere und schob sie in den oberen Drittel, nicht ohne den trotzigen Vorwurf, wenn sie die Kirsche bekommen hätte, stünde es um ihr Seelenheil noch mindestens fünf Zentimeter besser.

Das Spiel hat sich gehalten und ist zur Institution geworden. Ohne Worte bin ich nun stets informiert über die Stimmung

meiner Kinder. Morgens hält sich der seelische Fruchtsalat meist allgemein unter der Mittellinie (in unserer Familie gibt es keine überzeugten Frühaufsteher), während er gegen Abend durchschnittlich um 40 Prozent angehoben wird. – Dass die Kirsche seit Wochen nie über der Mitte auftaucht – ich ahne es – liegt an der momentanen Einstellung unserer Achtzehnjährigen gegenüber dem männlichen Geschlecht im allgemeinen sowie im einzelnen. Nummer zwei pflegt ungewöhnliche Tiefstände schriftlich zu erläutern. Wenn am Morgen der Porzellanapfel ein Zettelchen mit dem Wort «Chemie-Ex» im untersten Viertel festhält, sehe ich rasch im Stundenplan nach, wann allenfalls Daumen zu drücken wären, und wenn abends der Zettel ein schönes Stück über dem Türgriff hängt, stelle ich mit Erleichterung fest, dass es offenbar ganz passabel gegangen ist, obwohl ich das Daumendrücken zur richtigen Zeit verpasst habe.

Das Seelenleben der Jüngsten scheint sich auf einer unkomplizierteren Ebene abzuspielen. Ihr Stimmungsanzeiger bewegt sich mehrmals täglich heftig auf und ab und hat die Funktion eines Ventils. Beispielsweise habe ich ihr in jahrelangem Kampf abgewöhnt, mich bei Tisch dauernd durch unqualifizierte Laute auf ihre Nahrungsmittel-Geschmacksrichtung aufmerksam zu machen. Deshalb schlägt sich jetzt meine Strafe dafür, dass ich wieder einmal rücksichtslos und gegen ihren ausdrücklichen Wunsch Steinpilzsuppe gekocht habe, in einer Erdbeer-Senkung um mindestens zehn Zentimeter nieder.

UH



Er hat mit mir fürs Frauenstimmrecht gekämpft, ist im Fackelzug mit mir durch die Stadt gegangen, sass im grossen Saal der Mustermesse, als ich als Präsidentin des Aktionskomitees eine Rede hielt.

Er hat unsere drei Kinder jeweils aus dem Strassen-graben geholt, in dem sie laut anonymen Briefen vegetieren mussten, weil ihre Mutter fürs Frauenstimmrecht weibelte.

Er hat mir meine Stimmrechts-Artikel durchgesehen und verschärft.

Er hält mir, wenn er's nicht ausnahmsweise vergisst, im Restaurant den Stuhl, damit ich mich bequem hinsetzen kann, und fragt obendrein:

«Sitzt du gut?» – und geht dann meinen und seinen Mantel aufhängen.

Fahren wir mit der Eisenbahn, besorgt er mir einen guten Platz.

Auf einem viele Stunden dauernden Flug vor nicht langer Zeit überliess er mir den Fensterplatz, obwohl ihn auch nach unverstellter Sicht ins Freie gelüstete. Und als wir in einer bald dreissigjährigen kleinen Rumpelkiste eine Anzahl Inseln überflogen – einer Flug mit auf- und zuschnapper Tür zwischen dem Passagierraum und dem Cockpit, wo des Piloten Hund in

einem fort herumrannte – einer Maschine, deren linker Flügel irgendwo mit breitem Leukoplast geflickt war –, hat er mich, entgegen seiner schweigenden Veranlagung, mit Erklärungen der Riffe unterhalten, damit meine zarte Seele nicht von Angst geschüttelt werde.

Er macht des sehr öftern die Küche.

Ebenso übernimmt er Besorgungen für den Haushalt und bemüht sich von Zeit zu Zeit, etwas Besonderes im Lebensmittelladen ausfindig zu machen.

Er fragt mich: «Steht etwas in der Zeitung?» Verneine ich oder antworte ich: «Das Uebliche», verzichtet er auf eigene gemütliche Lektüre und geht, anstatt Zeit zu verplätern, an die Arbeit, die mir das Wohlleben ermöglicht.

Solches und noch viel mehr tut er und beweist damit, dass ich, und damit der weibliche Teil der Schöpfung, es wohl wert sind, dass er, und mit ihm der männliche Teil, sich zu meinem/unserem Wohl die Beine ausreissen.

Und dann begibt sich folgendes:

Wir sitzen abends um zehn gemütlich beisammen, plaudern gemütlich, da sagt er:

«Hab' einen strengen Tag gehabt, bin müde. Ist halt doch schade, dass ein Mann nicht zwei Frauen haben darf.»

«Höre ich recht?» frage ich.

«Ja», sagt er, «die andere zöge mir jetzt die Schuhe aus.»

Eben. Maria Aebersold

